



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 30.

Wiesbaden, den 23. April 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Ostern 1916.“ von K. Engelbrecht. — „Natur.“ von A. Thomae. — „Durch die Abendsonne.“ von R. Röttger. — „Zum 300. Todestag Shakespeares.“ von A. Heine. — „Heliere Ede.“

Sum Geleite.

Der Mensch ist auf Hoffnung gebaut und er hat eigentlich keinen andern Besitz als die Hoffnung. Unsere Wohnung hier heißt die Stätte der Hoffnung.

Ostern 1916.

Von Kurt Engelbrecht.

Mehr noch als vor einem Jahr sind diesmal beim Herannahen des Frühlings die Spannungen der Seele, die das Ertragen der Gegenwart für manchen so schwer machen, rege und wirksam. Nicht etwa, als ob wir über den endgültigen Ausgang unseres Krieges zweifelhafter geworden wären; im Gegenteil, unsere Lage, die an sich schon nie zu Befürchtungen Anlaß gab, ist im Wandel des Jahres noch günstiger und zuversichtlicher geworden, als vor Jahresfrist. Der Durchbruch in Galizien, die Eroberung Polens mit ihrem gewaltigen und gewaltigen Zerkrüden des russischen Festungsgürtels, die Gewinnung Serbiens und Montenegros, im Wechsel der Zeiten eines Jahres, vom Frühjahr über den heißen, fatten Sommer, den besinnlich kühlen Herbst hin bis wieder in den triebkräftigen Lenz hinein, welche eine Fülle des Errungenen, der im harten Kampfe gewonnenen Erfolge! Welch ein Kreislauf auch schier übermenschlicher seelischer Anspannungen für die Daheimgebliebenen! Wird dies und dies der Anfang des guten, durch keine Wendung des Geschickes mehr wandelbaren sieghaften Endes sein? Wer erinnerte sich nicht mit aller Unmittelbarkeit der Spannung, die in uns der Name Verdun in Verbindung mit der Nachricht von der Eroberung jener Eckfeste Douaumont urplötzlich und blitzartig auslöste!

Es sind das seelische Spannungen einer großen Werdezeit, die dem Gang der Geschichte uns mit innerer Entflammung entgegensehen lassen. Und ich glaube, wir dürfen es sagen, die Gewalt dieser Spannungen ist größer, als vor einem Jahr. Freilich ist viel Gewöhnung im Lauf dieses über Erwarten lang währenden Krieges an die Stelle urmächtiger seelischer Erregungen getreten; viel Gleichgültigkeit bei jenen Oberflächlichen, deren Zahl auch durch das erschütterndste Ereignis nicht wesentlich vermindert werden mag, ist an Stelle anfänglicher, gar zu leicht und schnell entbrannter Begeisterung zu beobachten. Gewiß! Aber die tiefer Empfindenden, die nachhaltiger

Erlebniszfähigen sind gerade durch die lange Dauer während seelischer Anspannungen in ein sorgfältigeres und deshalb auch für die Zukunft mehr Frucht und Segen verheißendes Verarbeiten des Erlebten hineingeführt worden. Und darauf kommt ja schließlich jetzt alles an. Die inneren Provinzen, die gewonnen wurden, sollen in erster Linie festgehalten und nicht wieder der Seichtigkeit und Oberflächlichkeit anheimgegeben werden. Das teure Blut soll nicht nur um Ländergewinnstes, sondern vor allem um inneren seelischen Gewinnstes willen geflossen sein, den uns kein Feind wieder strittig machen darf!

Osterzeit als Zeit vertiefter Seelenpannungen sei bestimmt, zu solchen Zieles Erreichung uns zu verhelfen. Das Besinnen auf diese Notwendigkeiten inneren Lebens liegt in Art und Ernst, in Würde und Heiligkeit des Osterfestes begründet.

In jenen beiden Tagen unmittelbar vor dem ersten Ostern war es, als auch die gesamte Geisteswelt in tiefer seelischer Anspannung und Erregung den Atem anhielt. Mit großen Augen stand die Frage vor allen Herzen, die um das Geisteswohl der Menschheit besorgt in die Zukunft schauten: Was wird nun aus dem begonnenen, in seinen Anfängen so verheißungsvollen Werk? Ist dem neuen Werden, wie so vielen Unternehmungen großer und kleiner Geister, nur ein frühes, vorzeitiges Sterben beschieden gewesen? Sollte das alles sein?

Aber Osterzeit ist zugleich Frühlingszeit und Osterfest ist Frühlingsfest! Wahrlich nicht umsonst! Die große Lehre, die von der Natur alljährlich nach einem unerbittlichen Wintersterben in die Welt hineinderkündet wird, muß Wahrheit bleiben auch für die Geschichte, für die Kultur, für alles echte Geistesmentum! Warum müssen Geistesmenschen sterben? Nur eine Antwort gibt es darauf; damit sie an das Werde! erinnert seien, an die geistigen Entwicklungspflichten, die am Ende jedes Menschenleben in sich trägt. Der Gedanke an den Tod ist auch nur ein för-

derer jener Spannungen, ohne die es kein Werden, keine Entwicklung geben kann.

Der Ostergedanke jedoch, der frohe Auferstehungs- glaube, ohne den nicht nur die Christenheit, nein, auch die ganze Kulturmenscheit nimmer auszukommen vermöchte, bietet die Lösung jener Spannungen, in denen es sich natürlich nicht allezeit leben läßt. Er ist die Auflösung jener Disharmonie, in die unser Leben durch Unruhe und Bangigkeit, Zweifel und Verzagnis jeweils geführt werden muß, um uns vor dem schlimmeren Tode innerer Erstarrung zu bewahren.

Hier ist der Punkt, wo das Menschenleben ein freudigeres, mehr befriedigendes Ansehen gewinnt, wo der Friede heimisch ist, der wirklich über alle Vernunft ist, weil er nicht begrifflich erfaßt werden kann. Osterzeit erscheint in unserm Gegenwartsleben dann vorzüglich als Trostzeit für die betrübten und trauernden, gequälten und verhärteten Herzen, deren Zahl diesmal auch größer ist als im Vorjahr. Der Schrei nach Trost, der durch die ganze Welt geht, verliert zu Ostern seinen schrillen Klang. Nicht in fatalistischer, gedankenbequemer Ergebung vererbt er, sondern sein Ton kündigt uns, daß ihm Genüge, daß ihm Beruhigung und gleichsam zart streichelnde Beschwichtigung ward. Das wunderbare Jesuswort, das den Leidtragenden Seligkeit zuspricht, während doch für gewöhnlich dem Menschen nichts unseliger erscheint als das Leid, geht uns hier in seinem tiefen, keineswegs weltverneinenden, sondern weltbejahenden Sinn auf. Wer wirklich zu trösten versteht, weiß neues Leben zu schaffen; wer aber solchen Trost erfahren durfte, der hat auch etwas von dem neuen Leben erfahren, das mit dem Evangelium von der Liebe in die Welt gekommen ist.

Wir wissen es wohl, das gerade unsere Gegenwart mit ihren Schrecken und Schaudernissen in abertausend Herzen Zweifel an der Religion der Liebe und ihrer ferneren Gültigkeit für Menschenwerk und -wesen hervorgerufen hat. Es ist das auch gewissermaßen ein augenblickliches Stillstehen im Herzschlage der menschlichen Gefühlswelt, eine Krise äußerster Spannung. Wer aber über diese Krise hinwegkommt, bei dem muß auch das religiöse Leben mit doppelter Kraft verheißungsvoll wieder einsetzen und ihn auf den Gipfelpfad führen, der ihn ein höheres, geistig geläutertes Vertrauen wiedergewinnen läßt.

Und das sind in diesem Jahre, das immer noch unter dem großen, überragenden Zeichen des Opfers und der hingebenden Liebe steht, unsere Frühlings- und Werdehoffnungen, das ist unser Osterglaube, das sind unsere Osterwünsche: Ein tiefs von innen heraus gewonnenes Verstehen unserer Gegenwart, das zugleich ein Festhalten aller inneren Gewinne aus dieser Zeit verheißt, gehe unverlierbar durch unseres Volkes Herz! Der Frühlingsturm der Geister, der nicht so gar schnell verwehen möge, mache Bahn für ein neues Leben in vollem Ernst des Pflichtbewußtseins und in entschiedenem Kampf gegen die Erzfeinde deutschen Wesens, gegen Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des Fühlens, gegen Bequemlichkeit und Trägheit des Denkens, und lasse uns zu Wert und Würde in unserm sittlichen Verhalten, zu Einmütigkeit und Kraft in unserm religiösen Leben dermaßen gelangen, daß niemand mehr zweifeln mag, was auch in diesen Dingen deutsch und zukunfts mächtig sei!



Natur.

Von August Thoma e. Kloppenbeim.

Nun kommst du wieder, Lenz, im bunten Kleid,
Beraessen machst du altes Verzeleid,
Düllst Gräber ein in junges Grün,
Begräbst den Schmerz in frommem Blühn.
Und deiner Augen Sonnenlut
Zum Leben weckt die junge Brut.
Die ganze Welt nun neu und schön
Du lässest auferstehn.

Um eines bitt' ich: Reschert mich nicht ein!
Im Freien will ich einst begraben sein,
Wo tief im Tal das Bächlein fließt,
Wo Vogellang den Morgen grüßt
Wo Grille singt zur guten Nacht
Und stille Sterne halten Wacht,
Wo Laub und Palm im Wind verwehn —
Da will auch ich vergehn.



Durch die Abendsonne.

Eine Legende von Karl Röttger.

Weit draußen in der Heide, wo der Weg nach Friesland geht, stand eine Hütte mit einem Strohdach. Da wohnte einmal die schöne Lena mit ihrer Großmutter. Die beiden hatten eine Ziege und eine Kuh im Stall, neun Hühner auf dem Hof, und einen Garten bei dem Hause.

Darin wuchsen Kohl und Erbsen, Möhren und Zwiebeln — und vorn war ein Teil des Gartens abgetrennt mit einem ganz niederen Zaun, und da wuchsen Narzissen, Fischeblumen, Veilchen und Goldlack; Geranien und Fußstien.

Und eine ungeheure Stille lag allezeit um das Haus, ausgenommen in den Sturm Nächten.

Grad vor dem Haus vorbei lief die große Heerstraße, die leuchtete bei trockenem Wetter nach beiden Seiten weit hinaus, weiß, ganz weiß in der Sonne.

Als Lena 15 Jahre alt war, kam auf dieser Straße ein Weib entlang, trug einen Korb, kam in das Haus und bat mit leiser Stimme, man solle ihr etwas abkaufen. Und Großmutter und Lena standen am Korbe und sahen alles an, was da zu kaufen war. Sie kramten den ganzen Korb durcheinander und kauften zuletzt einen schönen länglichen Spiegel; denn die Großmutter sagte: das ist etwas, was uns not tut; denn, Lena, du mußt nun selber lernen, dir das Haar zu kämmen und zu flechten. Da freute sich Lena und lief in ihre Kammer und sah sich im Spiegel. Machte ihr Haar und stand vor sich selber

Von dieser Stunde an rechnete Lena später ihr Erwachen. Denn es war da ein großes Erstaunen über sie gekommen, und sie hatte sehr lange vor sich selber gestanden und sich angesehen. So schön war sie

Sie ging aber danach wieder hinunter zu der Großmutter und an ihre Arbeit. Und sie war sehr still und nachdenklich geworden. Manchmal stand sie in Gedanken, mit leeren Blicken. Aber die Großmutter lächelte manchmal und sah sie heimlich an. So schön war sie. —

Und als es Herbst wurde, und die regennassen Tagen kamen, als das erste Frösteln über die Heide schauerte, als die Kraniche und Lerchen und Wildenten fortzogen, kam ein Wagen die Straße her, und hielt vorm Hause. Braune Männer und Kinder kamen heraus und baten um Brot und Wasser für sich und die Pferde. Und bekamen beides. Zum Dank nahm eine alte gelbe Frau vor dem Abschied Lenas Hand, sah hinein und sagte zu ihr: Dir kommt ein großes Glück; ein edler Mann, ein reicher Mann, ein Prinz wird kommen und dich holen. —

Da wurde Lena rot vor Scham und Freude, und das Herz klopfte ihr; und sie wußte nichts zu sagen. Die Großmutter aber stand dabei und lachte.

Und der Winter kam mit den klaren Frosttagen, mit den bleigrauen Nachmittagen, wenn der Himmel mit Schneewolken verhangen ist; und die Heide weithin liegt im weißen Frieden. — — —

Und der Frühling kam, erst die Vorfrühlingstage mit dem ersten warmen Atmen, mit den Birkenblüten, den dunklen Käzchen an den schlanken, dünnen Zweigen. Die Sonne schien wochenlang, und die Straße lag wieder weißleuchtend nach beiden Seiten vorm Hause. Lena aber dachte an die Wahrsagung und in ihrer Seele fing an ein Erwarten zu glühen: Wer wird es sein? Wann wird es sein? Wie wird es kommen?

Manchmal wachte sie in hellen Nächten auf und horchte aus dem offenen Fenster in die Stille der Heide. —

Aber es kam niemand.

Und es wurde Herbst und wurde Winter; und wieder Frühling.

Doch sie wurde des Wartens nicht müde.

Dann fing die Heide an zu blühen. Und es waren endlose, blaue Tage über dem roten Land.

Und da an einem Mittag, Lena stand gerade wieder am Tor und wartete, da war fern im Westen auf der Straße eine Staubwolke. Die kam näher, und Lena sah: Ein Reiter auf einem Schimmel kam geritten. Sie stand ganz beklommen und konnte nicht fortgehen. Und der Reiter kam näher, er war in Rüstung, ein schöner Mann mit einem roten, heißen Gesicht. — Und dann war er bei ihrem Haus. Er hielt sein Pferd an und sprach: Ich bitte um einen Trunk Wasser. Lena aber öffnete die Thür, trat einen Schritt vor und sprach: Steig ab und tritt in unsere Hütte; du sollst auch essen; und deinem Pferd will ich zu fassen geben. — Da stieg er ab und sie standen voreinander, mit den Blicken ineinander versunken. Dann gingen sie hinein. —

Als ihre Blicke dann in die lächelnden Augen der Großmutter tauchten, verstanden sie sich: er war da. Er, der Geweisagte. Er, das Leben, der in die Einsamkeit, in das Ewig-Gleiche kam.

Als der Reiter dann im kleinen, niedrigen, kühlen Zimmer saß, vor der Milchschüssel und dem Brot — da kam's wie eine Erlösung über ihn, wie eine große sanfte und selige Müdigkeit, wie ein Staunen, wie eine Erinnerung, wie Heimat und Vergessen. Und da ergriff er des Mädchens Hand und küßte sie. Danach legte er seinen Arm um ihren Hals und küßte sie auf den Mund; legte ihren Kopf an seine Schulter, und da war eine große Stille.

Dann kam der Abend, durchs offene Fenster hörte man das Lied einer einsamen Kerche in der Höhe; die Abendsonne schien groß, mächtig, lohend herein. Und nun saßen die zwei und sprachen zusammen. — Sie erzählte ihm all ihr Warten; die Weisagung und was der Spiegel zum erstenmal gesagt habe.

Der Mann lächelte. Ihn freuten diese jungen Coreiten.

Aber ich bin kein Prinz, lachte er.

Aber sie wollte es nicht glauben, sah ihn an, lachte und sprach: Keiner ist es als du allein. O du scherzest nur; du wußt dich nicht zu erkennen geben.

Ich bin kein reicher Mann, lächelte der Fremde. Ich habe dem König in seinen Schlachten gedient, aber reich bin ich nicht; und nun bin ich auf der Heimreise zu dem Haus meiner Väter, das einsam und verlassen steht.

Du scherzest, sprach sie. Denn sie gedachte der Weisagung.

Ist es dir denn um den Reichtum zu tun? sprach der Mann. Sieh mich doch an, liebst du mich?

Um den Reichtum? sprach sie — ich weiß nicht . . . aber du mußt doch der Rechte sein, sonst kann ich nicht mit dir gehn. So sag es mir — und quäle mich nicht.

Er aber stand auf und sprach: Dies weißt du allein und niemand anders.

Sieh du mich an, ob ich es bin und frage wohl dein Herz. Ich bin nicht reich; aber ich gebe dir mein Leben.

Sieh sah ihn an, ihr Herz sprach: er ist's! Aber ihr Mund sprach: du bist nicht der Rechte . . . Die Frau hat es anders gesagt. Und ich darf nichts wider das Schicksal tun . . .

Da ging der Mann schweigend hinaus, stieg auf und ließ, ohne umzusehen, Abendrot und Hütte hinter sich und ritt fort. Lena aber stand in der Haustür und sah ihn nach. Ihr Herz sprach: Rufe, — rufe, daß er zurückkommt, ehe er deiner Stimme unerreichbar ist; aber ihr Mund schwieg. Und zulehte war er in der Dämmerheide verschwunden.

— — — — —
Danach kamen einsame, stille Tage.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter kamen und gingen. Ein Jahr nach dem andern wuchs hoch und sank hin.

Aber es kam niemand.

Und Lena sah eines Tages im Spiegel, daß auch ihr Blüten über die Höhe sei. Da weinte sie den ganzen Tag. Am andern Morgen aber schaute sie wieder hinaus.

Und an einem Maitag, drei Tage vor Pfingsten, kam etwas den Heideweg gegangen. Es war erst ein Pünnchen, wuchs, ward groß und war zuletzt ein Mann; etwas mehr als mittelgroß, schlank, gelbe Haare, schmale Wangen und ein leichter Bart um das Kinn. Er trug ein graues Gewand und hatte staubige Füße. Der blieb stehen am Tor und sprach: Darf ich hinein kommen? Lena sprach: Ja, komm herein. Und der Mann setzte sich an den Herd und Lena brachte ihm Milch und Brot. Der Mann aß und trank und sprach dann zu ihr: Warum stehst du dreimal jeden Tag hinauf und hinab den Heideweg. Er kommt nicht. Der, den du meinst, der ist nicht unterwegs. Sie sprach: Es wurde mir aber geweissagt. Er sprach: Was ist eine Weisagung und Hoffnung gegenüber dem Wissen: ist nicht einer dagewesen und hat die Weisagung erfüllt? Und nun frage dein Herz, ob es nicht all die Zeit gewußt hat, daß er es war! Da schwieg Lena und erstarrte vor seinem fragenden Blick. Zuleht, sie konnte gar nicht anders, mußte sie schreien und fiel vor ihm hin und sprach: Du weißt ja alles. — Ich habe ihn fortgeschickt. —

Warum tatest du das?

Ich glaubte, er sei nicht der Rechte.

Aber —

Aber mein Herz wußte — er war es doch!

Jesus schwieg. — Da sah Lena zu ihm auf und die Angst sprach aus ihr: Er kommt nie wieder. Jesus sprach: Nein! Da senkte sie den Kopf tief und die Tränen quollen aus ihren Augen und sie sprach: Ich habe Uebles getan. —

Da stand Jesus auf als wollte er gehen. Er dankte für die Speise und den Trank und gab beiden die Hand. In der Thür aber blieb er noch einmal stehen, wandte sich um und sprach: Hast du nie daran gedacht, daß du ihn suchen müßtest? Da sprach Lena im Schred: Nein, Herr, wie sollte ich das?

Und du möchtest es auch nicht tun?

Doch, Herr, — wenn ich wüßte . . .

Niemand weiß, als Gott allein. Aber du solltest gehen. —

Ich will es tun, Herr.

Wann wirst du es tun?

Gleich!

So nahm Lena Abschied von der Großmutter und ging mit ihm.

Sie wanderten die ganze Nacht. In der Morgenfrühe gingen sie durch ein Dorf, gingen am anderen Ende wieder heraus, in die Heide. Am Mittag rasteten sie unter einem Wacholder; aßen Brot und sahen ins Land. In der zweiten Nacht schliefen sie in einem leeren Stall in der Heide. Am Morgen wanderten sie wieder und kamen durch eine Stadt. Da sah sie, wie Kinder mit Maibäumen aus dem Wald heimkamen, daß sie zum Fest die Häuser schmückten. Da lächelte Jesus und sein Lächeln ging schön über alles hin: Kinder, Straßen und Häuser. Dann war es schon gegen Abend, da waren sie wieder in der Heide und wanderten. Und als die Sonne schon im Westen sank, standen sie bei dem Häuschen still. Da sprach Jesus: Geh du da hinein, du findest da Speise und Trank und Nachtlager. Ich aber muß weiter gehn. —

Da sprach das Mädchen und ihre Stimme war leise und traurig: Ach Herr, nun hast du mich geführt, zwei Tage lang; und nun läßt du mich allein. Wie soll ich denn finden?

Geh da hinein, sprach Jesus und lächelte.

Dann ging er. Und das Mädchen klingte die Pforte des kleinen Gärtchens auf. Zu gleicher Zeit trat ein Mann aus der Haustür und da standen sie voreinander. Und standen lange. —

Dann schwankte sie ihm entgegen; wollte lächeln — und mußte weinen und er fing sie in seinen Armen. Und das Weinen währte lange danach, denn das Glück weint, wie nie das Leid geweint hat.

Wer zeigte dir den Weg?
 Er —! Und du wohntest so nah . . .
 Ja, so nah. Und manchmal im Traum tritt ich zu dir.
 Da sprach das Mädchen wie sie schon zu Jesus getan:
 Ich habe Nihilus getan. Er aber winkte mit der Hand.
 Dann zog er das Pferd aus dem Stall, schloß alle Türen
 und sprach: Nun wollen wir heimreiten . . . zu dir. Sie
 stiegen beide auf und ritten tiefer in die Abendsonne . . .



Zum 300. Todestag Shakespeares.

Von Carl Heine.

Wer das Schaffen Lessings, Herders, Wielands, Goethes, der Schlegel, Tieck, Deines kennt, weiß, daß die Geschichte der Aneignung Shakespeares für Deutschland mit der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte gleichbedeutend ist. Aber der Beginn dieser Aneignung ist älter als Lessing, mit dessen Namen vielmehr der Anfang einer Wiedereroberung verknüpft ist: die erste Bekanntmachung die Deutschland mit Shakespeare machte, vermittelte das Theater.

Dieser erste Beginn war unsystematisch, er sah wie ein Spiel des Zufalles aus.

Im ausgehenden Mittelalter nämlich, zu einer Zeit, in der die romanischen und ein Teil der germanischen Länder sich längst schon eines Kunsttheaters erfreuten, bildete das deutsche theatralische Weien noch immer ein Dilettantenvergnügen, das, dem kirchlichen Mutterboden, wie in allen Kulturländern, so auch in Deutschland längst entzweit, doch immer noch in den verwandten Händen der Universitäten und Schulen oder in denen von Biraer- und Handwerkerkorporationen lag.

Da geschah zur Zeit Shakespeares im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts etwas, das den damaligen Lebenden wie ein Wunder erschienen sein muß. Ueber das westliche Meer hergeweht, dann auf den Niederlanden und Dänemarks Straßen gewandert, kam ein Häuflein geschmeidiger, fremdartiger Leute nach Deutschland, das keinen anderen Beruf kannte, als Theater zu spielen, und vor den erstaunten, erschütterten, hingerrissenen Zuschauern eine neue Welt unerhörter Entdeckungen und Leidenschaften aufrollte. Es waren englische Schauspieler, Sendlinge einer zu höchstem Glanz erblühten Bühne, und die neue Welt, die sie darstellten, war die Welt Marlow's, Kuds, Greens und William Shakespeares.

Diese Ausländer wurden Vorbild. Bald mischten sich deutsche Schauspieler unter sie, bald gab es auch in Deutschland einen Schauspielerberuf, bald tönten auf deutschen Bühnen in deutscher Sprache von deutschen Schauspielern gesprochen die dröhnenden Sätze der Shakespeareschen Dramen.

Die abenteuerlichen Begebenheiten, die abenteuerlichen Leidenschaften waren es, die den Erfolge dieser neuen Dramen ausmachten, denn die rohen Uebersetzungen, die kümmerlichen Bearbeitungen konnten vom wahren Wesen Shakespeares keinen Begriff geben, und daß die „Comœdia, genant das Wohl Gesevrodene Urtheil Eines weiblichen Studenten“, Shakespeares Kaufmann von Venedig war, das wußte niemand und das kümmerte auch niemanden.

Diese junge sprossende Saat, von der man nicht wissen kann, wie sie weiter aufzugehen wäre, kam nicht zur Ernte. Der dreißigjährige Krieg unterbrach die deutsche Kulturentwicklung auf ein Jahrhundert. Unter dem Schutt aber, den die Kriegsgareuel auf Deutschlands Boden häuften, keimte diese Saat weiter, und der Friede fand bald ein deutsches Berufstheater, das zu Ende des 17. Jahrhunderts einen Höhepunkt in seiner Entwicklung erreichte. Auf diesem Höhepunkt finden wir Shakespeares dramatisches Werk als selbstverständlichen Bestandteil des Spielplans. Freilich kam ein Umstand der Anpassung der Weltischen Bühne an Shakespeares Forderungen entgegen: Das Theater, das Völkern mit seiner „berühmte Bande“ in den großen Städten Deutschlands aufschlug, spielte Shakespeare auf der Shakespeare-Bühne. Mit dem Wachsen des Ausstattungswesens, mit der Vermehrung der Dekorationen, Kulissen und „Ausziermaen“ verschwand Shakespeare von der deutschen Bühne, um dem französischen Drama der drei Einheiten Platz zu machen. Gerade die Truppe der Frau Neuber, die mit Gottscheds Hilfe das Muster der neuen französischen Bühnenkunst in Deutschland wurde, in deren Kielwasser jeder deutsche Schriftsteller fuhr, öffnete sich auch „den jungen Gelehrten“ und machte dadurch den Verfasser des Lustspiels auf der Bühne heimisch. Von der Neuberbühne stammt

also eigentlich Lessings Möglichkeit, über Theater und Drama mit sachmännischer Kenntnis zu urteilen; hier wurde die Grundlage zur „Hamburgischen Dramaturgie“ gelegt, die letzten Endes nichts anderes bedeutet, als die Entthronung des französischen Dramas, die Neuentdeckung und Ehrerhebung Shakespeares. In demselben Hamburg, in dem Lessing 1763 Shakespeare theoretisch der deutschen Kultur eroberte, tat es der Theaterdirektor und Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder praktisch, freilich erst 10 Jahre nach der entscheidenden Schrift Lessings; Hamlet war es, mit dem der berühmte Schröder 1876 die Reihe der Shakespeare-Vorstellungen eröffnete, durch die er sich den Ruhm erwarb, vom Theater her den Dichter in Deutschland zum eisernen Bestand des Spielplans der deutschen Bühnen gemacht zu haben.

Freilich war inzwischen von vielen Seiten her das Shakespeare-Problem zu lösen versucht worden.

Wieland hatte 1766 seine Uebersetzung erscheinen lassen. 1776 erschienen Lichtenbergs Briefe über den Schauspieler Garrick; in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst“ ließ Herder seiner unbedingten Begeisterung für Shakespeare freien Lauf und Goethe weist vor allem im Wilhelm Meister dem Genie Shakespeares sein Empfinden und Denken, Schiller, Bürger und fast alle wortgewaltige, deutsche Dichter versuchten sich in Uebersetzungen, bis endlich Schlegel und Tieck um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Uebersetzung herausgaben, die Shakespeare dem deutschen Empfinden zum unverlierbaren deutschen Besitz machte.

Nun war Shakespeare für Deutschland gesichert; machte einen wichtigen Teil deutscher Bildung aus, für die Lesewelt sowohl, als für den Theaterbesucher. Stets aber blieb er ein Besitz, um den immer neu gerungen, der immer neu umworden und erworben werden mußte. Die Bücher und Abhandlungen, die über Shakespeare geschrieben, die Uebersetzungen, die, um das Original sicherer zu erfassen, versucht sind, bilden eine kaum noch zu übersehende Bibliothek.

Aber nicht minder fleißig hat das Theater um ihn gearbeitet; zuerst mit den üblichen Mitteln der Bühne, wie sie der jedesmalige Stand der Bühnenkunst an die Hand gab, dann mit dem Versuch, die dekorationslose Bühne, für die Shakespeare schrieb, wieder herzustellen. Das geschah besonders in München, wo Intendant Carl von Perfall und sein Obermaschinenmeister Rautenschläger eine Bühne schuf, die 1889 mit einer Lear-Aufführung eingeweiht, unter dem Namen „Shakespeare-Bühne“ zuerst hochberühmt, dann ein wenig verdrängt wurde. Daran schlossen sich dann in diesem Jahrhundert die „Stilbühnen“, die auf ähnlichen Grundlagen wie die Münchner Shakespeare-Bühne beruhen. Aber auch hier wirkt das Geseh vom Fendelschlag, auf das Primitivste solat wieder der Mensch, alle Künste der Szene aufzurufen und spielen zu lassen. Die Regiemeister unserer Tage unter Führung von Max Reinhardt suchen in beiden Sätteln zu reiten, und der April wird an den maßgebenden Bühnen, die ja alle Shakespeare-Bullen vorbereiten, zeigen, daß das Problem Shakespeare in den verschiedensten Stilarten allzusehnde Lösung gefunden hat.



Luftige Ecke.

Ein Junge brachte zwei Feindige in die Barbierstube und verlangte, man solle ihm das Haar schneiden. Der Barbier, der ein lustiger Mann war, schnitt dem Knaben ein wenig Haar auf einer Seite des Kopfes ab und sagte: „Bringst du mehr Geld, so will ich dir noch mehr Haar abschneiden.“

Klein Friedel sagte, als sein Vater die Heimkehr von der Reise anzeigte: „Ach, wie froh bin ich, wenn Vater heimkommt, daß ich nicht mehr für ihn zu beten brauche.“

Einem Bäckerlein fiel seine Frau ins Wasser. Sofort lief er eine Strecke stromaufwärts und suchte sie dort. Die Dabeistehenden fragten, ob er toll wäre? Sie würde ja nicht gegen die Strömung geschwommen sein! Darauf antwortete der Mann pfiffig: „Ach, ihr Leute, ihr kennt sie ja nicht; sie hat bisher alles verkehrt und widerspenstig gemacht, also wird sie wohl auch jetzt nicht stromabwärts geschwommen sein.“

Ein Tischler, der im Sterben lag, sagte zu seiner Frau, die in Tränen schwamm: „Höre, Marie, wenn ich sterbe, mußt du unsern Gesellen Jakob heiraten, er ist ein guter Kerl und versteht sein Handwerk.“ Die Frau antwortete: „Ach, mein lieber Mann, du hast recht, ich habe auch schon oft daran gedacht.“

Wir könnten wie Brüder miteinander leben, sagte der Junge von seinem Vater, aber er will ja nicht.